Die kleine Heldin.

Eine wahre Begebenheit aus dem amerikanischen Leben.

Bessie war ihr Name und Memphis im Staate Tennessee am Mississippi gelegen, ihre Vaterstadt. Dort hatte sie während des größten Theiles jeden Jahres mit ihrer Mutter ganz allein gelebt; denn ihr Vater war Steuermannsmaat auf einem der großen Seeschiffe, welche den Atlantischen Ocean befahren, und kam oft viele Monate lang gar nicht und dann stets nur für die kurze Zeit nach Hause, deren der Rheder bedurfte, das Fahrzeug von Neuem zu befrachten und segelfertig zu machen. Und ihr Großvater Tom, der noch immer als Matrose auf einem der größten Mississippidampfer gefahren war, hatte fast noch seltener einmal vorsprechen können.

Doch dessen war klein Bessie sich wenig bewußt gewesen. Jetzt lebte sie in köstlicher Waldeinsamkeit mit ihrer Mutter, und der Großvater war immer bei ihnen. Der arme lustige Großvater! Vor mehreren Jahren hatte eine herabstürzende Rahe ihm das Schienbein zerschmettert, so daß der Herr Doktor ihm den Fuß bis über'm Knie abschneiden mußte. Da war es für ihn, den die Kameraden seitdem mit gutmüthigem Spott Tom Einbein nannten, mit dem frischen, fröhlichen Seemannsleben vorbeigewesen für immer. Trübselig war er aus dem Lazareth fortgehumpelt, wo man ihm seinen Stumpf so gut wie möglich verheilt und durch einen hölzernen Stelzfuß ergänzt hatte. Daß er seinem bisherigen Lebenselement, dem Wasser, Lebewohl sagen und sich als „elende Landratte auf den Sand setzen sollte,“ wie er es murrend nannte, das hatte gar nicht in seinen wetterharten Schädel hineingewollt. Verdrießlich war er zu seiner Tochter in's Haus gekommen, aber weder deren liebreiche, fürsorgliche Pflege, noch die kindliche Zutraulichkeit der kleinen Bessie, seiner Enkelin, hatten seinen Trübsinn zu verscheuchen vermocht. Auch seine Arbeitslosigkeit drückte ihn nieder; vorläufig reichten seine kleinen Ersparnisse wohl noch eine Zeit lang, aber wenn diese verbraucht — was dann? Vergebens betheuerte Bessies Mutter, daß sie ihr letztes Stückchen Brot mit Freuden mit ihm theilen würde und daß ihr Mann, voller Achtung vor seinen grauen Haaren, ihn stets wie seinen eigenen Vater halten würde.

Da hatte er eines Tages erfahren, daß zehn Meilen stromauf der Posten eines Laternenwächters am Mississippi frei geworden war. Hallo! das war etwas für Tom Einbein, der den Strom wohl schon dreißig Jahre lang befahren hatte und ihn kannte, wie keiner sonst. Hier konnte er doch wenigstens noch anderen braven Seeleuten nützen, wenn er auch selbst keiner mehr sein durfte.

„Laternenmann“ am Mississippi zu sein, ist kein so gefahrloser Ruheposten, wie es dem Unkundigen vielleicht scheint. Dieser gewaltige Sturm, der Hunderte von Meilen lang und stellenweise auch meilenbreit ist, birgt in seinen vielfachen Windungen Gefahren aller Art für die großen und kleinen Schiffe, die bei Tag und bei Nacht seine tückischen Wasser durchfurchen. Felsige Riffe ziehen sich vom Ufer bis oft in die Mitte der Fahrrinne; und Sandbänke werden von der rasch treibenden Strömung bald hier zertheilt, bald dort neu gebildet und aufgeschwemmt. Selbst am Tage bedarf es sorgfältigster Führung durch einen sichern Steuermann, um allen Gefahren zu entgehen, die bei so veränderlichem Wasserstand besonders den großen Passagierdampfern drohen. Und des Nachts würden Unglücksfälle ganz unvermeidlich sein, wenn auf den vorspringendsten Klippen dieser gefährlichen Riffe nicht warnende, die Brandung erhellende Leuchtfeuer brennten. Es sind zu dem Zweck dort starke hohe Pfosten eingerammt, an welchen in eiserner Kette je eine große Laterne hängt. Diese mit Brennstoff zu versorgen und bei hereinbrechender Dunkelheit anzuzünden, das ist die Aufgabe des Wächters.

Pünktlichkeit und Pflichttreue fordert sie in seltenem Maße von ihm. Wieviel Menschenleben, Schiffe und Frachtgüter kann es kosten, wenn das Anzünden der warnenden Flamme nur ein einzigesmal unterlassen wird, oder nicht rechtzeitig geschieht! Zu jeder Jahreszeit—ob Novemberstürme und eisiger Sprühregen ihn bis auf die Knochen durchkälten; ob dämmernde Sommerschwüle und unzählbare Moskitoschwärme ihn zu ersticken drohen; ob der Eisgang, den der schnell herabthauende Frühling bringt, seine Schollen haushoch thürme, immer muß der Laternenmann zur bestimmten Stunde hinaus an den Strom, daß der vorüberfahrende Schiffer sein gewohntes Warnungszeichen finde, einen Leuchtthurm im Kleinen.

Gern gab man dem alten Bootsmann das kärglich besoldete Amt, als er sich darum bewarb. Und so war es gekommen, daß Klein-Bessie nicht mehr als blasses Baby in der großen Stadt zwischen hohen, steinernen Häusermauern hinsiechte, sondern in Waldesluft und Tannenduft wie eine Rose erblühte. Zufrieden, wieder Arbeit zu haben, hatte sich der Großvater da draußen ein kleines Blockhaus gebaut—etwa eine Meile landein, im Walde, wo er gegen Ueberschwemmungen und plötzliches Hochwasser gesichert war; und hatte seine Tochter und seine Enkelin mit hinaus genommen, daß sie von nun an bei ihm wohnen sollten.

Mit dem Gefühl, sich wieder nützlich machen zu können, kehrte auch seine alte Zufriedenheit und Heiterkeit wieder, und das kleine Mädchen konnte sich keinen besseren und lustigeren Spielkameraden wünschen als seinen Großvater Tom. Freilich kannte es auch keinen anderen, denn das Häuschen lag auf Meilen in der Runde einsam am Waldessaum; die Entfernung bis zur nächsten Stadt war fast eine Tagereise zu nennen für den, der sie zu Fuß zurücklegen mußte. So wurden Großvater und Enkelin bald unzertrennlich voneinander; unverdrossen trollte das Kind auf seinen kleinen Füßchen neben und hinter ihm her, wenn der Alte den nahen Acker bearbeitete oder in den Wald ging, Holz zu holen. Und es dauerte nicht lange, da ward sie stark und stämmig bei dem gesunden Leben in der freien Luft, ward größer und bestand darauf, daß der Großvater sie nun auch mitnahm, wenn er Abends zum Mississippi hinunterging, um die Laterne anzuzünden. Kein Wetter war ihr zu schlecht. Eifrig half sie mit ihren kleinen Händen das Boot, welches er Tags über auf dem Ufer barg, in's Wasser schieben: stieg sorglos zu ihm ein, wenn er an den Klippen vorbei bis zum Pfosten ruderte, und jauchzte höchstens vor Lust, wenn die das Riff umbrandenden Wellen, höher als sonst, den Schaum ihr in's Gesicht spritzten. Dann sah sie zu, wie er die eiserne Kette löste, an welcher die Laterne hing; wie er diese niederzog, sie mit Petroleum füllte, so anzündete und wieder in die Höhe wand. Später schnitzte ihr der Großvater ein eigenes kleines Ruder und lehrte sie es führen nach allen Regeln der Kunst. Und es war schwer zu sagen, wer bei solchen Uebungen eifriger war, wessen Gesicht beim Gelingen heller strahlte vor Stolz, ob Großvater oder Enkelin.

„Wirst mal eine echte Theerjacke.“ Ein höheres Lob kannte keins von ihnen beiden; keinen Augenblick störte sie der Gedanke, daß Bessie nur ein Mädchen war. Großvater Tom's Junge! Großvater Tom's Theerjacke, so nannte sie sich selbst am liebsten.

Im Herbst des Jahres, in welchem Bessie ihren zwölften Geburtstag erlebte, mußte die Mutter, wie alljährlich einmal, zur Stadt gehen, um sich und die ihrigen vor dem Winter mit den nöthigsten Lebensmitteln und warmen Kleidungsstücken für die kalte Einöde da draußen zu verproviantiren. Diesmal ward ihr der Entschluß recht schwer, der Großvater „gefiel“ ihr nicht. Er war zwar nicht gerade krank, sah auch eigentlich nicht anders aus als sonst, aber — sie wußte selbst nicht recht warum — er „gefiel“ ihr nicht. Doch was half es? Fort mußte sie. Schon tobten die Novemberstürme durch den Wald, aus jeder dunklen Wolke konnte Schnee herniederfallen, dann waren sie von der Außenwelt abgeschnitten und konnten in ernste Verlegenheit kommen. Das durfte nicht sein. So hüllte sie sich denn eines Morgens warm ein, nahm den großen blauen Regenschirm als Wanderstab in die Hand, ermahnte Bessie, für den Großvater gut zu sorgen, bat den Alten, sich zu schonen, empfahl Beide dem Schutz des Himmels und versprach, so bald wie möglich wiederzukommen. Morgen Abend konnte es sein, wenn sie recht eilte. Damit ging sie.

In früheren Jahren waren Großvater und Enkelin immer sehr vergnügt gewesen, wenn ihnen das Haus mal so ganz allein überlassen ward. Tom Einbein hatte dann die alten Kochkünste hervorgesucht, die er als Schiffsmaat geübt, und Klein-Bessie war ihm dabei zur Hand gegangen, wie sie es ja auch bei der Mutter thun mußte. Aber der Großvater hatte es nie so genau genommen wie diese, mit ihm war Kochen und Wirthschaften stets nur ein lustiger Spaß gewesen.

* * *

Heute indessen schien der alte Stelzfuß gar nicht zum Spaßen aufgelegt. Wie vergnügt Bessie auch um ihn herumtanzte, wie tausenderlei Fragen und Vorschläge sie auch auskramte, viel konnte sie nicht aus ihm herauslocken. Wohl nickte er ihr freundlich zu und strich ihr liebkosend über's Haar, aber er sprach nur wenig und seine Hand lag schwer und müde auf ihrem Kopf. Als am Abend Beide zum Mississippi hinuntergingen, schauerte der Alte vor Frost und mühsam und schwerfällig nur löste er Boot und Kette; weit unbeholfener als je waren seine zitternden Hände beim Füllen und Anzünden der Laterne. Verwundert sah ihm Bessie zu, wagte aber nicht zu fragen. Beim Heimweg stützte sich der Greis schwer auf die Schultern seines Enkelkindes. Sein Athem ging heiß und unruhig, und als sie endlich die Hütte erreicht hatten und er sich auf den Laufsack geworfen, der ihm als Lager diente, da murmelte er unverständliche Worte vor sich hin, stöhnte und wälzte sich rastlos von einer Seite auf die andere. Er war krank, sehr krank!

Aber Bessie war ein Kind und wußte wenig von Kranksein. Wenn es ihr auch leid that, daß der Großvater so anders war als sonst, sie legte sich doch sorglos nieder. „Morgen wird's schon besser sein“, tröstete sie sich selbst vorm Einschlafen. Aber am Morgen war es noch schlimmer. Fieberheiß und geröthet sah Tom sie mit verglasten Augen an, ohne sie zu kennen.

„Großvater!“ rief sie erschrocken und warf sich weinend in seine Arme. Aber auch ihre Stimme vermochte nichts mehr über sein Bewußtsein. Fieberphantasien hielten es im Bann. Nun war die Kleine trostlos — ach, wenn doch die Mutter käme! Wie fürchtete sie sich so allein! Nachbarn gab es ja keine auf Meilen in der Runde und die Mutter konnte frühestens am Abend kommen.

Beklommenen Herzens setzte sie sich an des Großvaters Lager und netzte seine Lippen ab und zu mit einem Schluck Wasser. Dann war es, als glitt ein Strahl des Erkennens über sein Gesicht; sein Auge heftete sich auf sie und sein Mund mühte sich ab, zu ihr zu sprechen. Aber sein Stammeln war ohne Zusammenhang und blieb ihr unverständlich, so angestrengt sie auch lauschte. Langsam vergingen die Stunden. Es ward Mittag, Nachmittag. Da plötzlich — als der Alte wieder einmal vergeblich versucht hatte, dem, was seinen Geist anscheinend so ängstlich beschäftigte, deutlichen Ausdruck zu leihen — erhob er sich von seinem Lager, schwankte zur Thür und schlug, ehe Bessie aufspringen und ihn stützen konnte, zur Erde nieder. Tiefe Ohnmacht umfing ihn. Seine Kräfte und sein Bewußtsein hatten ihn verlassen, ehe er erreicht, was er gewollt. Aber seine Enkelin, die angstvoll ihn angestarrt, hatte es nur zu gut begriffen. Er hatte nach den Schlüsseln langen wollen, die Kette und Boot am Pfosten lösten. Großer Gott! die Laterne am Mississippi! Das war's, was den Großvater gequält. Sie mußte brennen; heut nöthiger als je, denn schon seit Mittag hatte sich ein weißgrauer Nebel vom Himmel zur Erde gesenkt, der von Minute zu Minute dichter ward. Einen Augenblick war's, als lähmte der Schreck Bessies Glieder. Aber auch nur einen Augenblick, dann sprang sie entschlossen auf. Nicht umsonst sollte Großvater sie seinen Jungen, seine kleine Theerjacke genannt haben. „Großvater, sei ruhig, ängstige Dich nicht, ich zünde die Laterne an!“ so rief sie ihm tröstend in's Ohr, kaum darauf achtend, daß er sie weder hörte noch verstand.

Eilig, nur ein dünnes Tüchlein um Hals und Ohren wickelnd, ergriff sie schnell die Schlüssel, die gefüllte Petroleumkanne, ein Schächtelchen mit Zündhölzern und stürmte davon.

Wohl kannte sie den Weg durch den Wald, sie war ihn ja täglich gegangen, aber niemals war er ihr so lang erschienen. Sie rannte, aber Baumwurzeln hinderten den Lauf ihrer ungeduldigen Füße, Dornen hielten sie am Kleid, Gesträuch aller Art schlug ihr seine nassen Zweige in's Gesicht und der feuchte Nebel durchkältete sie bis auf die Haut. Doch tapfer drang sie vorwärts — die Zeit eilte — ihr schien, als würde es heut früher dunkel denn sonst. Athemlos erreichte sie endlich das Ufer. Und alle Kräfte aufbietend, gelang es ihr auch wirklich, das Boot vom sandigen Abhang in's Wasser zu schieben. Gewandt sprang sie nach und griff zum Ruder. Doch heute nützte ihr das zierliche kleine Ding nichts, welches der Großvater ihr geschnitzt; ihm würde das Boot nicht folgen. Heute mußte sie versuchen, die schwere Stange zu handhaben, welche er selbst sonst gebrauchte. Sie war ja auch kein verzärteltes Stadtkind — Knochen und Muskeln waren gestählt. Beherzt stieß sie ab.

Anfangs schien es, als merke das Fahrzeug, daß ihm sein alter Meister fehlte; als wolle es dem von unsicherer Hand geführten Ruder nicht folgen. Bessie's kleines Herz klopfte vor Aufregung — aber alle Lehren des Großvaters sich zurückrufend, bezwang sie endlich den Widerstand des Wassers und des Bootes und langte glücklich am Laternenpfosten an. Als sie ersteres daran festgekettet hatte, schien ihr der schwerste Theil ihrer Aufgabe überwunden. Und es war auch die höchste Zeit, der große Postdampfer, der regelmäßig gegen Abend hier vorüberfuhr, mußte bald kommen. Mit einem tiefen Gefühl der Erleichterung holte sie Athem und ließ die Laterne an ihrer rostigen Kette herab. Vorsichtig füllte sie das Bassin aus der mitgebrachten Kanne und strich dann ein Zündhölzchen an, um den Docht anzuzünden. Aber der Wind wehte hier auf dem offenen Wasser stärker, als das Mädchen im Walde empfunden; er blies das kaum entflammte Hölzchen aus. Ein zweites hatte das gleiche Schicksal. Bessie's Hände zitterten, und die kurzen Wellen der Brandung ließen das Boot auf und nieder schwanken. Da stellte sie die Laterne auf das Sitzbrett ihres kleinen Fahrzeuges, um — auf dem Boden desselben niederknieend — besseren Schutz vor dem Winde für ihr Zündhölzchen zu finden. Aber o Schrecken! als das kleine Flämmchen eben aufleuchtete, kam eine Welle, höher als die andern, hob das Boot und schleuderte es mit scharfem Stoß gegen den Pfosten. Laut auf schrie Bessie.

Wiederum war ihr Zündhölzchen verlöscht, und — was tausendmal schlimmer — die Laterne lag in Scherben neben ihr. Was sollte sie nun thun? was sollte sie nun thun? Ein verzweifelter Angstruf entrang sich ihrer jungen Brust. Sie hatte den Großvater zu oft von der großen Gefahr sprechen hören, welches die Schiffe bedrohe, wenn sie je im Dunkeln dies Riff passiren müßten, um nicht zu wissen, daß Leben an dem hellen Schimmer der Laterne hing, die nun zertrümmert neben ihr lag. Was konnte sie thun? was konnte sie thun? Die zweite Aushilf-Laterne holen, welche zu Hause hing? Dazu war ja keine Zeit mehr. Phhfff! Phhfff! Phhfff! hörte sie schon die rußigen Athemzüge des großen Postdampfers aus der Ferne zu sich herübertönen. Das Herz drohte ihr still zu stehen. Inbrünstig rang sie die Hände. Da fühlte sie, wie das Petroleum der zertrümmerten Laterne ihr Kleid und Schürzchen durchnäßt; und im Nu fiel ihr auch ein, wie oft die Mutter sie gewarnt, mit diesem leicht entzündlichen Brennstoff niemals offenem Feuer zu nahe zu kommen. Das konnte Rettung bringen! Wenn es nur noch nicht zu spät war! Phfff! Phfff! Phfff! machte der Dampfer schon viel näher.

Hastig riß sie Tuch und Schürze los, streifte ihr Kleidchen ab und bemühte sich, aufgeregt und zitternd, es um ihr Ruder zu wickeln. Umwand es dann noch mit ihrem Tuch und band beides mit den Bändern ihrer Schürze, so fest sie nur konnte. Dann tränkte sie das Bündel mit dem Rest des Petroleums, der sich noch in dem halbzertrümmerten Bassin der Laterne befand, und goß außerdem den Inhalt ihrer zum Glück fast noch zum dritten Theil gefüllten Kanne darüber hinaus. Phhfff! Phhfff! Phhfff! klang es inzwischen lauter und lauter. Nun galt es. Dicht über den Boden des Bootes geneigt, riß Bessie ein ganzes Bündel Streichhölzer mit einmal an. O Glück! Sie zündeten! Schnell das petroleumgetränkte Bündel an das züngelnde blaue Flämmchen haltend, hatte das umsichtige kleine Mädchen die Freude, ihre improvisirte Fackel plötzlich hell aufflammen zu sehen. Wie eine Bergeslast fiel es von ihrer Brust. Fest das Ruder in ihre beiden Hände fassend, stieg sie auf die äußerste Spitze des Bootes, um so groß wie möglich zu sein, umschlang mit einem Arm die Kette des Pfostens, daß die schaukelnden Wellen ihr nicht das Gleichgewicht rauben konnten, und hob die Fackel hoch über ihr Haupt. Wie freute sie sich, als sie sah, daß deren heller Schein das Wasser im großen Umkreise erleuchtete. Nicht achtete sie des Sprühregens, der ihr kurzes, kleines Röckchen durchnäßte; nicht der Kälte, die ihre unbedeckten Arme, ihren bloßen Nacken röthete; nicht des Windes, der sie wie mit Nadeln peitschte und ihre flatternden Haarsträhne zauste. Tapfer und fest stand sie — wie eine Schildwache auf dem Posten.

Es war auch die höchste Zeit gewesen. Ungeduldig schon hatte der Kapitän des großen Postdampfers nach dem Feuerzeichen dieses Riffes ausgelugt. Langsamer und langsamer hatte er die Fahrt werden lassen. Schwer lag der Nebel über dem Strom und erschwerte den Ausguck. Schon überlegte er, ob er bei dieser vollständigen Dunkelheit nicht lieber die Fahrt unterbrechen und mitten im Strom ankern solle, anstatt das Leben der ihm vertrauenden Passagiere, der Mannschaft und sein eigenes auf's Spiel zu setzen. Aber — als Postschiff war sein Dampfer andererseits verpflichtet, die Fahrzeit innezuhalten! Ein böser Zwiespalt. Da—„Hurrah!“ rief plötzlich der Steuermann, der zuerst den Feuerschein am Laternenpfosten aufflammen sah. „Hurrah, Tom Einbein!“ stimmten die Matrosen ein, die jeden Laternenwächter beim Namen kannten. Mit voller Geschwindigkeit ging der Dampfer jetzt weiter. Aber was war denn das? Die Flamme brannte ja so ganz anders — so niedrig — sie leuchtete hell, aber es war, als schwanke sie hin und her. Neugierig spähten der Capitän und seine Leute hinüber, als sie dem Lichtkreis näher kamen. Und wie erstaunten sie, als statt der gewohnten Laterne eine Art Fackel vor ihnen brannte, und nicht der greise Stelzfuß diese in seinen wettergebräunten Fäusten hielt, sondern ein hübsches, kleines, blondhaariges Mädchen mit ihren frosterstarrten Fingern sich mühte, die schwere Stange fest und hoch zu halten.

„Ahoi! Wächter, wer bist Du?“ rief der Capitän verblüfft. Bessie war sehr verlegen, daß sie von dem großen Schiff angerufen ward. „Großvater Tom's Theerjacke!“ antwortete sie mechanisch und wußte kaum, was sie sagte. Helles Gelächter klang zurück. „Und wo ist Großvater selbst und wo ist seine Laterne?“ — Großvater ist krank und die Laterne ist zerbrochen.“ Bei dieser lakonischen Meldung sah der Capitän sofort, was vorgefallen, ließ den Dampfer stoppen, ein Boot klar machen und durch zwei Matrosen eine andere Laterne hinüberrudern, anzünden und an ihrem alten Platz befestigen, damit andere heute noch hier vorbeikommende Schiffe nicht dieselbe Gefahr liefen, der er nur durch eines kleinen Mädchens Geistesgegenwart entgangen.

Bessies Bündel brannte gerade noch lange genug, bis alles geschehen. „Nun komm mit auf's Schiff, Du bist ja naß wie eine gebadete Katze,“ sagten die Matrosen zuredend, als sie ihre Riemen zur Rückfahrt einsetzten. Bessie aber schüttelte den Kopf. „Nein, danke, ich muß nach Hause zu Großvater!“

Da hoben sie sie gutmüthig in's Boot und brachten sie erst mit ein paar Ruderschlägen an's Land und schoben ihr das eigene kleine Fahrzeug auf's Ufer. „Na denn adjes, Kleine! Grüß den alten Tom und sage ihm, Du habest Deine Sache gut gemacht!“

Vom Schiff aus hatten die inzwischen aufmerksam gewordenen Passagiere theilnehmend den Vorgang beobachtet, und als sich der große Dampfer langsam wieder in Bewegung setzte und sie nun erst so recht erkannten, wie klein das tapfere Kind war, das ihnen einen so großen Dienst geleistet hatte und nun so allein, durchnäßt und frierend am Ufer zurückblieb, da trat mancher Mutter eine Thräne ins Auge und die Lippen manch eines rauhen Mannes bewegte ein leises „Gott segne Dich, Kleine!“ Der Steuermann aber schwenkte seine Nebelkappe zu ihr hin und rief laut und lustig: „Großvater Toms Therjacke soll leben, hoch! und abermals hoch! und zum drittenmal hoch!“ Und alle Matrosen stimmten jubelnd ein.

Darüber mußte Bessie laut lachen; machte dann aber kehrt und lief, so schnell sie in der Dunkelheit konnte, nach Hause zurück — ängstlich überlegend, ob Großvater wohl schon wieder so weit gesund sein würde, daß sie ihm die Grüße bestellen könne, und was Mutter wohl sagen würde, daß sie Kleid und Tuch und Schürze verbraunt, ob sie wohl Schelte kriegte.

Großvater Tom war inzwischen sehr, sehr krank geworden und die Mutter erschrak heftig, als sie ihn bei ihrer Rückkehr bewußtlos auf dem Fußboden liegend und von Bessie verlassen fand. Eilend hob sie ihn auf, bettete ihn fürsorglich auf sein einfaches Lager und kühlte ihm die fieberheißen Lippen mit einem Trunk frischen Wassers, dazwischen immer ängstlich sich sorgend: Wo ist das Kind? Wo konnte es sein? Da trat Bessie ein. Ohne Tuch, ohne Kleidchen, naß und zerzaust und durchkältet, aber seelenvergnügt und stolz schon in der Thür rufend: „Großvater, Du kannst ganz ruhig sein, die Laterne brennt!“

Unter Thränen und Liebkosungen, mit Lachen und Küssen zugleich erfragte die geängstigte Frau, wo das beherzte Ding gewesen und was es in Großvaters Dienst gethan. Kleidete es dann trocken an und ließ es schnell eine Tasse heißen Thees trinken, um der Erkältung vorzubeugen, die der Mutter nur allzu gewiß schien.

Aber der liebe Gott, der seine Hand so schirmend über dem tapferen Kinde gehalten, behütete Bessie auch vor Krankheit und ließ den Großvater ebenfalls bald wieder gesunden. Als der Capitän des geretteten Postdampfers eines schönen Tages zum Blockhaus hinauskam, um sich — wie er sagte — Großvater Toms kleine Theerjacke einmal ordentlich anzusehen, da traten ihm Beide frisch und munter entgegen. Mit warmem Dank schüttelte er die braune Faust des alten Stelzfußes, der leuchtenden Auges die Lobsprüche entgegennahm, welche jener der klugen Entschlossenheit seiner Enkelin zollte. Klein-Bessie aber schmiegte sich verlegen an des Großvaters Knie. Ihr erschien so natürlich, was sie gethan. Und erst viele, viele Jahre später, als sie schon ein erwachsenes Mädchen war, erfuhr und begriff sie, daß die große Summe, welche die geretteten Passagiere unter sich für sie gesammelt hatten und welche von den Eigenthümern des bedroht gewesenen Schiffes vermehrt und ihrer Mutter an jenem Tage vom Capitän als sicheres Capital für ihre Zukunft eingehändigt worden war, wirklich nur ein angemessener Dank gewesen für die Umsicht, Besonnenheit und Geistesgegenwart, die sie an jenem nebligen Novemberabend bewiesen hatte.

— Durch die Tochter wird man die Mitgift los und durch die Mitgift die Tochter.

Aus dem Leben einer Kaiserin.

Ueber die Kindheit und erste Jugend der Kaiserin Augusta berichtet ein lebhafter Briefwechsel der Frau von Schiller und der Prinzeß Karoline, der Schwester des Erbprinzen von Weimar und somit der Tante der kleinen Prinzessin. Die erstgenannte Dame schreibt von dem „wunderschönen Kinde“: „Es liegt so vornehm und vernünftig da, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone ihm mitgegeben wäre. Auch hatte es (als Frau von Schiller es zuerst sah) eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht sehen wollte, vielleicht den Kometen nicht; aber der war in der Geburtsstunde so wunderschön und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt.“ Doch das Volk sah in dem Kometen eine unheilverkündende Kriegsfackel; die Genien des Friedens umstanden nicht die Wiege der Prinzessin Augusta. Schon plante Napoleon den Zug nach Rußland, zu dem auch Weimar seine Söhne als Feinde in das Heimathland der jungen Großfürstin Maria Paulowna, der Erbprinzessin von Weimar, senden sollte. Aber ein früher, harter Winter brach gleich einem Gottesgericht herein und machte dem rasch geplanten und schnell in's Werk gesetzten russischen Feldzuge ein jähes Ende. Dann kamen die großen Tage der Befreiung, und nach ihnen eine stillere Zeit.

Ein Brief vom Maler Meyer schildert das gemüthliche Familienleben im Hause des erbprinzlichen Paares (Mai 1816): „Prinzessin Maria — die um drei Jahre ältere Schwester der Prinzessin Augusta — zeichnet alle Tage ein wenig; wir verfertigen jenaische Gartenhäuser im gothischen Geschmack, die auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Cunitzburg sind wir gewesen und haben in Cunitz selbst den Studenten das Lied „Ein freies Leben führen wir“ abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdiges aus dem Orient berichtete und den Prinzessinnen Chinesisch und Arabisch vorschrieb, ein andermal sich mit sehr sinnund geistreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden ceylonische Märchen und Schlangen unsere Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen studirt und die gehörigen Quartanten nachgeschlagen hat. Prinzessin Augusta ist wie immer recht lieb und wohnt hier neben mir im Schlosse.“

Bei Goethe sitzt diese oft still lauschend, wenn er sich mit Andern unterhält und freut sich, wenn sie die Münzsammlung des Gelehrten Sorel unter seiner Belehrung betrachten darf. Ueberhaupt war Goethe auf's Gewissenhafteste bemüht, ihre Ausbildung zu fördern, und veranlaßte auch Andere, wie den Professor Weichardt, dazu, den Prinzessinnen Vorträge zu halten, die den gelehrten Herrn reichlich selbst erfreuten; denn er rühmt, wie er erquickt sei durch den Eifer der Prinzessin Augusta, „durch deren Schönheit des Geistes, wie sie sich in den schönen Augen wiederspiegele“. Das innigste geschwisterliche Verhältniß verbindet die beiden lieblichen Kinder bei Arbeit und Spiel, so daß man sie in Weimar nur als unzertrennliches Paar kannte. „Die Prinzessinnen sind glücklich wie die Engel“, schreibt Frau v. Schiller, deren Liebling Prinzeß Augusta ist, „die Prinzessin August hat einen kräftigen Willen und ist so stark und fest; sie läßt nicht los, was sie anfaßt.“ Wenn Frau v. Schiller hier weiter von ihrer Schönheit spricht, wird an anderer Stelle die Gefälligkeit ihres Wesens gerühmt und die körperliche Gewandtheit, besonders ihre Grazie beim Tanz. „Sie war eine besondere Freundin der Thiere und hielt sich gern unter ihnen auf. Das Liebkosen des Geflügels auf dem Hühnerhofe des Hofgärtners Sickel in Belvedere schien oft kein Ende nehmen zu wollen. Zuweilen war die Prinzessin von umherfliegenden Tauben wie von einer weißen Wolke umgeben, und verließ sie endlich den Hof, dann pflegten diese sie eine Strecke Weges zu begleiten. Auch die Schwäne und andere Thiere kannten die freundliche Geberin, die ihnen gern Futter brachte.“ So erzählte der mehr als achtzigjährige Silberdiener de Glimes in Weimar.

Im Sommer lebte die Großherzogliche Familie meist im Lustschloß Belvedere, dem Lieblingsaufenthalte der Großfürstin, von dem Goethe der Prinzessin Augusta eine Zeichnung geschenkt hatte mit der Widmung:

„Erleuchtet draußen, hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern, traulich froh und hold,
Erzeige sich Dein ganzes Leben so:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.“

Von hier aus wurden kleinere oder größere Spaziergänge unternommen, und recht oft ging es in die an der Ilm gelegene Walkmühle, wo die Müllersleute Vent wohnten, mit denen das Großherzogliche Haus gute Nachbarschaft hielt. Die Prinzessinnen fanden in Fritz Vent, dem Müllerssohn, den besten Freund, der ihnen Obst von den Bäumen schüttelte, auch wohl ein Brett als Schaukel über einen Balken legte zum „Wippen“. Es war zu schön bei Vent's; die Großmutter zauberte Alles herbei, frische Milch, Honig, Obst, Schinken; auch zum Schlachtfest waren die Kinder geladen. Aber ebenso oft kehrten Vent's im Schlosse ein, irgend einen Auftrag auszurichten, und Princeß Augusta hatte ihren Papagei die Worte gelehrt: „Augusta, die Karoline (Hein. Vent's Frau ist da.“

Von der Prinzessin Augusta schreibt Humboldt am Ende des Jahres 1826: „Die Schwester der Prinzessin Maria soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festen und selbständigen Character haben. Ihr lebendiger, durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind in höchstem Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln.“

Das Schloß von Weimar, „von jeher wegen seiner Gastlichkeit berühmt“, wird nun ein Magnet für manchen fürstlichen Sproß; denn „die beiden Töchter ziehen durch anmuthige Schönheit und auserlesene Bildung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.“ Auch die dem Großherzoglichen Hause verwandten Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen kehren im November 1826 dort ein, worauf sich Prinz Karl mit der Prinzessin Maria zu Weihnachten verlobt und im nächsten Mai sich mit ihr vermählt. Nachdem die fürstliche Braut die Heimath verlassen, wurde der Prinzessin Augusta recht einsam in den Zimmern, die beide Schwestern gemeinsam bewohnt hatten. Ueberdies folgte bald eine Zeit ernster Sammlung für die nun sechszehnjährige Prinzessin; sie wurde am 21. August 1827 vom Oberhofprediger D. Röhr konfirmirt.

Zwei Jahre später, am 16. Februar 1829 verlobte sich Prinz Wilhelm von Preußen mit der inzwischen erblühten Prinzessin. Eine glänzende Versammlung von Zeugen und Gästen war gegenwärtig, als die Verkündigung des Eheversprechens zwischen Prinz Wilhelm von Preußen, Generallieutenant und kommandirenden General des 3. Armeekorps, mit Prinzeß Augusta zu Sachsen-Weimar-Eisenach vollzogen wurde. Nachdem die ersten Tage freudiger Unruhe vorüber waren, wurde auch in der Walkmühle förmlich Brautvisite gemacht. In achtzehn Wagen fuhr die Hofgesellschaft hinaus, einen frohen Nachmittag in ländlicher Einfachheit zu verleben. Ein Küchenwagen hatte die nöthigen Vorräthe zur Bewirthung der Gäste zuvor hingebracht. Da standen nun Vent's Kinder und diejenigen der Nachbarhäuser Oberweimars in herzlichster Bewunderung, aber auch recht verlegen vor den vielen fremden Gästen, die zu „ihrer Prinzessin Augusta“ Verlobung nach Weimar gekommen waren. Und wie prächtig und doch so sittig einfach sah sie selbst aus im himmelblauen Kleide, eine goldene Kette durch die schweren dunklen Flechten geschlungen! Bei Goethe hatte das Brautpaar ebenfalls einen Besuch gemacht; er hatte die hohen Herrschaften im einfachen, langen Hausrocke empfangen, und Prinz Wilhelm ging noch manchmal allein hin während seines Aufenthaltes in Weimar, dort genußreiche Stunden zu verleben. Wenige Monate, und Prinzeß Augusta nahm Abschied von der Heimath. Mit endlosen Jubelrufen wurde die geliebte Prinzessin am 3. Juni bei ihrem letzten Besuch im Theater von den Bewohnern Weimars begrüßt. Am 5. Juni ging die Prinzessin ganz allein zu Goethe, ihrem treuen, väterlichen Freunde Lebewohl zu sagen. Als sich die Thür längst hinter der Scheidenden geschlossen, saß der Dichter sinnend da; endlich erhob er sich mit den Worten: „Mag es ihr wohlergehen in dem ungeheuer weiten und bewegten Element!“

Aus Brasilien.

Welche socialen Zustände in Brasilien herrschen, illustrirt deutlich ein Brief eines dort ansässigen Deutschen, der, an seine in Berlin lebende Familie gerichtet, von dieser mitgetheilt wird. Die ganze Familie der Frau N. siedelte sich in neu urbar gemachten Landstrichen Brasiliens an, legte Cacao-Pflanzungen an und cultivirte außerdem, was nie zuvor geschah, deutsches Gemüse und Obst. Sie erfreuen sich eines blühenden Wohlstandes. Herr N. selbst, Chemiker von Fach, zog es vor, eine Apotheke in Valdés, einer neuen Ansiedlungsstadt bei Val-de-Gé (wohin jetzt die Rio-Eisenbahn geführt wird) zu eröffnen — außer der Hospital-Apotheke existirte keine weitere in der 15,000 Einwohner zählenden Stadt. Da brach im Sommer die Cholera in ihrer schlimmsten Art aus — die Europäer erkrankten und starben, Creolen und Neger blieben jedoch zumeist verschont und constituirten sich nunmehr unter der Firma „Krankenpfleger“ und unter der Aegide der alle Bande lösenden Krankheit als Räuber und Marodeure in den Privathäusern, wo sie schmausten, was Küche und Keller hergab, nahmen was nicht niet- und nagelfest war, und die Kranken krank sein ließen, bis sie von selbst genasen oder starben.

Dr. N. faßte sofort den Entschluß, als Arzt mit einzutreten — er wanderte von Haus zu Haus, flößte den Kranken selbst die Medicin ein und hielt die sogenannte Pflege unter Controle, so daß manches Leiden gelindert, manches Leben gerettet wurde. Auch im Hospital suchte er, trotz Gegenintriguen, Neuerungen durchzusetzen. Dank seiner Unermüdlichkeit und einiger verständiger Hilfsgenossen, verlor die Epidemie viel von ihrem Schrecken; sie nahm langsam ab — — eine Thatsache, welche die erwähnten Krankenpfleger ärgerlich gewahrten, da ihre Dienste überflüssig wurden und ihr Wohlleben damit zu Ende ging. Eines Abends als Dr. N. vom Hospital nach Hause ritt, wobei er eine Strecke Waldes zu passiren hatte—krachte hinter ihm ein Schuß — die Kugel sauste durch seinen Hutrand. — —Dieser meuchelmörderische Versuch wiederholte sich nun allabendlich, und es ist als Wunder zu bezeichnen, daß der beherzte Mann nicht getödtet wurde. Bald darauf entdeckte er im Walde einen Neger, der ein Bündel befleckter Lumpen ausgrub. Ein Verhör ergab, daß der Mensch diese inficirten Sachen aus dem Hospital, wo er Wärter gewesen, entführt hatte, um sie in Privathäusern zu verstreuen, „damit die Cholera nicht aufhöre.“

Die Gerichte verhielten sich den Deutschen gegenüber etwas kühl, erst als Dr. N. direct ein Schreiben an die Regierung sandte und um Hilfe und Bestrafung bat, traf ein Commissär ein, der sich der Sache eingehend annahm. Dr. N. erhielt eine Entschädigung für seine Zeit- und Geldopfer, doch als der Neger vor Gericht gestellt werden sollte, da er frech geprahlt, er habe auf den Doctor geschossen, ergab es sich, daß man ihn hatte entfliehen lassen. Der Commissär entschuldigte sich damit, man könne einen Abwesenden nicht judiciren; — von Verfolgung war keine Rede, obwohl man ziemlich genau wußte, daß der Schwarze in der Stadt versteckt sein müsse. „Lassen wir ihn laufen, es ist besser so“, meinte der Beamte — und Dr. N. mußte sich damit begnügen, auf die Gefahr hin, später doch einmal einer besser treffenden Kugel Sam's ausgesetzt zu sein.

Ein Seitenstück zu dem Falle Meißner-Hedrich.

Der durch seine Verbindung mit Boulanger und den Diebstahl der belgischen Staatspapiere plötzlich vielgenannte französische Literat Foucault de Mondion, welcher bekanntlich auch der Graf Basili in den Enthüllungen der Madame Adam über die Gesellschaft war, hat mit einem soeben erschienenen Buche „quand j'etais mandarin“ einen neuen Scandal verursacht. Er weist nämlich darin in allerdings ziemlich zweifelloser Weise nach, daß er der Verfasser der vielgelesenen Bücher des chinesischen Diplomaten und Generals Tscheng-ki-tong: les Chinois peints par euxmêmes und le théâtre des Chinois ebenso wie der Vorträge ist, welcher der auch in Deutschland wohlbekannte Chinese vielfach gehalten hat. Schon längst hatte das feine geistreiche Französisch des chinesischen Militärs Staunen erregt, aber die Franzosen fühlten sich viel zu sehr durch die Thatsache, daß ein Ostasiate ihre Sprache so genau studirt habe, geschmeichelt, als daß sie der Sache auf den Grund gegangen wären. Man übersah auch stillschweigend, daß die Werke des Generals eigentlich so gut wie gar nichts Thatsächliches und Neues enthielten, sondern lediglich amusante Plaudereien feuilletonistischer Art waren. In Frankreich wie in Deutschland wurde Tscheng-ki-tong als Schriftsteller gefeiert und die angesehensten Zeitschriften und Journale Frankreichs rechneten es sich zur Ehre, gelegentlich von ihm einen Artikel zu bringen.

Da wollte es das Unglück, daß der chinesische General sich mit Herrn Foucault de Mondion entzweite und nun rückt dieser mit der Enthüllung heraus, daß der Schriftstellerruhm desselben lediglich sein Werk ist. Er behauptet keinerlei Beihülfe oder Rath und Materialien von dem General erhalten zu haben. Wenn ihm derselbe auf sein Drängen eine Auskunft über irgend welche chinesischen Verhältnisse gab, sei dieselbe einfach aus irgend einem Buche abgeschrieben gewesen. Er habe daher seine Werke einfach auf Grund der Lektüre anderer Bücher über China geschrieben und lediglich zu seinem Amusement dem himmlischen Reiche alle möglichen Vorzüge angedichtet und sich über die Schilderungen der Unglücklichen, die wirklich dort waren, lustig gemacht. „Mehr sei ja nicht nöthig, um Tout-Paris in Staunen zu versetzen.“ Es sei in seinen Büchern auch nicht das Geringste erzählt, was nicht längst bekannt war. Wie Foucault de Mondion behauptet, hat der General in gleicher Weise wie die Franzosen auch die Deutschen durch einen Aufsatz in einer angesehenen deutschen Zeitschrift über die chinesische Literatur dupirt. Der Artikel war angeblich aus einem französischen Werk genommen und durch einen gewissen Herrn Stromer in Leipzig übersetzt. Der General Tscheng-ki-tong war über seine literarischen Erfolge außerordentlich stolz, wie die Briefe ergeben, welche Foucault als Beweise veröffentlicht, aber es geht daraus ebenso klar hervor, daß er wirklich nichts anderes als der Pseudonym Foucaults war, wie dieser sich ausdrückt. Letzterer hat die Manuskripte, liest die Correkturen und enthält die gesammte Correspondenz von Tscheng-ki-tong zugestellt.

Letzterer weiß gar nicht, was die im Druck befindlichen Bogen enthalten. Er sagt einmal: das nächste Werk, das Sie mir zur Veröffentlichung vorschlagen werden, wird, wie ich voraussehe, sehr interessant sein. Tscheng-ki-tong will einen Zeitungsartikel veröffentlichen, er beauftragt Foucault einfach mit der Abfassung; der „Figaro“ wünscht einen Aufsatz von ihm, er fragt an, ob er ihn nicht schreiben und ein recht originelles Sujet wählen wolle; ein Gleiches geschieht, als der „Fracassa“ einen Artikel wünscht. Sogar die Verse, mit denen er ein Exemplar seines Buches einer Dame widmet, muß Foucault verfassen. Er sendet diesem die Abrechnung mit dem Buchhändler, und erkennt sein volles Verfügungsrecht über die Manuscripte an! Höchst amüsant ist die wiederholt erwogene Absicht des Generals, in den „Figaro“ einzutreten. Auch auf die französische Akademie hat er Absichten und möchte, daß Foucault ihm ein Stück für das Theatre français verfaßte! — Man sieht, das Ganze bildet einen netten Beitrag zu den modernen literarischen Verhältnissen. Der verkommene französische Literat benutzt den Namen des bekannten Diplomaten, um seine Schriften an den Mann zu bringen, und der Chinese genießt skrupellos den Ruhm der fremden Leistungen.

— Ein Ahnungsloser. Zu einer seit Jahren friedlich mit einander pokulirenden Tischgesellschaft, die in einem Hernalser Gasthause in Wien ihren Sitz hat, gehört auch ein älterer Herr, der die kleine Schwäche hat, bei festlichen Gelegenheiten stets ein Viertel zu viel zu trinken. Als Sylvesterabend nun näher rückte, erklärte der alte Herr, daß er sich heuer kurios in Acht nehmen werde; wenn man zu viel trinke, erhitze man sich und dann riskire man die ver.... Influenza; deshalb sei er gesonnen, am Sylvesterabend seinen Wein tüchtig mit „Gieß“ verdünnt zu sich zu nehmen und auf diese Weise das europäische Gleichgewicht zu erhalten. Der Sylvesterabend kam heran; fröhlich und munter saß die Stammgesellschaft beisammen. Der alte Herr hatte eine große Flasche Gießhübler vor sich, aus der er seinen Wein fleißig wässerte, und der auch bald eine zweite und eine dritte folgten. Aber in ganz auffallender Weise äußerte sich bei dem Manne mit den Mäßigkeitsvorsätzen der reichliche Wassergenuß: er hatte, als die Uhr Mitternacht schlug, einen Rausch, der sich früheren Leistungen ganz ebenbürtig zur Seite stellen konnte. Die Sache war auch ganz natürlich: zwei Jurbrüder aus der Gesellschaft hatten sich den Scherz gemacht, in die zweite und dritte Gießhüblerflasche — Heurigen füllen zu lassen. Und den hatte der Ahnungslose für Gießhübler getrunken!

— Wer reich an Witz ist, braucht ihn nicht auf fremde Kosten zu machen.